

**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins  
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein  
**Band:** 19 (1935)  
**Heft:** 5-6

**Buchbesprechung:** Vom Büchertisch

**Autor:** [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

aber italienischen Pommatt — man besuchte gegenseitig die Kirchweih. Jetzt ist dieser Weg gesperrt; im Pommatt selber schwirdet das Deutsche, und der Zusammenhang mit dem Wallis wird unterbrochen. Bald wird Gurin eine Sprachinsel sein und nicht mehr ein Vorgebirge. Ob es nicht eines Tages italienisch überschwemmt ist? Auf alle Fälle wollen wir das Deutsche dort noch stützen und haben darum aus den Mitteln des Schul- und des Sprachvereins und aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder und weiterer Gönner einmal die Schuljugend für drei Tage in die deutsche Schweiz kommen lassen.

Die Schule wird italienisch geführt. Das ist zum Vorteil der Kinder, und darauf kommt es vor allem an. Daneben besuchen sie freiwillig, genauer: schicken die Eltern sie freiwillig, täglich noch 1½ Stunden in die deutsche Schule, im selben Schulhaus, aber zu einem andern Lehrer, für den das natürlich nur ein Nebenamt bedeutet. Daraus zahlt der Kanton immerhin einen Beitrag, aber den größeren der Deutschschweizerische Schulverein. Daß das so bleiben müsse, ist nicht gesagt. Es wäre einmal auszurechnen, ob der Kanton Tessin, der sich vom Bund jährlich 60 000 Fr. schenken läßt zur Erhaltung seiner sprachlichen Eigenart, davon nicht einen größeren Posten abgeben könnte an die Gemeinde Gurin zur Erhaltung ihrer sprachlichen Eigenart. Es wäre auch zu wünschen, daß das Deutsche nicht nur als freiwilliges Anhängsel, sondern als Pflicht- und Hauptfach gelehrt würde. Vorteilhaft wäre es natürlich, wenn beide Schulen in einer Hand vereinigt werden könnten, und dafür bestehen gute Aussichten. Eingeladen hatten wir natürlich die beiden Lehrer; statt des staatlichen Italienischlehrers kam sein Sohn, ein junger Lehrer, der seinen Vater auch in der Schule oft vertritt.

Um 8 Uhr waren sie aufgestanden, um 4 abgefahren; um 1 Uhr trafen sie in Zürich ein. Wir führten sie am Pestalozzidenkmal vorbei in eine freundliche Gaststätte, deren Leiter sie für 2 Tage zum Mittagessen eingeladen hatte; dann durch die Bahnhofstrasse zum See hinaus, mit der Straßenbahn zum Tiergarten hinauf, auf den Zürichberg zum Abendessen und auf den Milchbuck in die Jugendherberge — die machten Augen! Es verschlug ihnen fast die Sprache, all das Neue. Still und ruhig zogen sie des Wegs, — wie so ganz anders als schulreisende Stadtjugend mit ihrem lärmigen Betrieb und dem ewigen Geschmäcker. Am andern Tag ging's ins Landesmuseum, wo den Buben namentlich der Waffenraum Eindruck machte. Ein Gang durch Gassen und Gäßlein der Altstadt, und dann aufs Schiff — noch keines hatte je ein Schiff betreten — und bei strahlender Sonne den See hinauf bis Wädenswil. In der Räuite drunten gab's auch ein kleines Fest: die Kinder sangen das Rüttlied; die Mädchen sagten Gedichte auf (natürlich nur die Mädchen!); zum Abschied gaben wir jedem noch ein paar Ansichtskarten von Zürich und ein Heftchen „Gute Schriften“. Zum Schlusse sangen wir alle „Rufst du mein Vaterland“ (aber auch nur die erste Strophe!). Die Kinder machten einen geweckten Eindruck und schauten bei aller Stille und Bescheidenheit recht hell in die Welt hinein. Es waren einige Blondköpfe darunter, an denen Berehrer der „nordischen Rasse“ ihre Freude gehabt hätten. Abends waren sie dann bei der lieben Frau von Einsiedeln, am dritten Tag noch auf dem Rüttli, und dann ging's wieder heim ins stillle Bergtal. Dort haben sie Ferien bis spät in den Herbst hinein und reichlich Zeit, ihre Erinnerungen zu ordnen und zu plaudern von der großen Schulreise. Die Knaben kommen wohl später als

Handwerker in die Welt hinaus; es soll aber dort Frauen geben, die ihrer Lebtag nie zum Tal hinausgekommen sind. Wenn ein Mädchen diese Reise mitgemacht hat, kann es seiner Lebtag erzählen: „Als wir in Zürich waren...“. Und das alles nur, weil sie deutsch sprechen. Und so glauben wir, einen ausgesetzten Posten deutschen Sprachgebietes geschützt und gestützt zu haben. An jenem Abend in Zürich haben wir auch, unser einige vom Sprach- und vom Schulverein, ein in Zürich wohnender gebildeter Guriner und die beiden Lehrer, die Sache der Erhaltung der deutschen Gemeinde Gurin gründlich besprochen und hoffen: nicht umsonst.

Was man nicht im Sprachverein in wenigen Tagen alles erleben kann: Dresden und Gurin! Schöne Tage!

## Vom Büchertisch.

Sagen aus Graubünden, 2ter Teil. Verlag Sauerländer & Co. in Alarau und Leipzig. 240 Seiten.

Arnold Büchli läßt hier dem seiner Zeit hier besprochenen ersten einen zweiten Band seiner Bündner Sagen-sammlung folgen, und A. M. Bächtiger hat auch diesmal den Buchschmuck beigesteuert. Die zwei Bände, schön gedruckt, gut ausgestattet, fein gebunden, stellen etwas vor. Wir haben jetzt eine wirklich stattliche Sammlung zur Hand, die jeder Kenner Graubündens gern auf seinem Büchergestell sehen wird, die auch zum Vorlesen in der Familie Stoff bietet. Fast alle Sagen sind in einem geziemend einfachen und passend schweizerischen Hochdeutsch geboten, doch fehlt deutsche Mundart nicht ganz neben vier verschiedenen Proben von Romanisch und einer Seite Misoger-Italienisch.

Bl.

Kürzlich kaufte ich mir in Bern ein lustiges Büchlein: Emil Günter, s'Zärbsyte Peters Geschichte vom alten Napolion u vom Chräjebüel (Verlag von A. J. Wyss in Bern, 1931). Da steht viel Lustiges drin. Einiges davon berührt unsere sprachlichen Bestrebungen und Beobachtungen und soll ohne Zusätze und Bemerkungen hier mitgeteilt werden. Zur Erheiterung der Leser, von denen dann vielleicht der eine oder andere das eine Fülle uralten bernischen Sprachgutes bietende Büchlein (ich habe nur 3 Franken und 60 Rappen dafür bezahlt) daraufhin auch lesen wird.

Aus der Beschreibung einer Hochzeitsreise, bei der Krähenbühl als (offenbar von Bremsen stark belästigter) Kurtscher und Fremdenführer durch das Bernbiet und Oberland mitfährt:

(S. 47) „Wo si gägen-Underseijen uehe cho sy, het es s'Bohnebluest's (das Pärchen) 'dunkt, es wärd' e chli gmödleter; d'Wirtshüser hei allergattig frönd Nähe g'ha, wo si te Tüfel meh druf verstande het: Terminus, Monopol, Metropol, Bristol, Odol und so wyters. Dr Chräjebüel isch nümme drus cho . . . er hätt lieber Brämen-ol g'ha u het gseit, er syg si desse nid gwanete. Es gang ihm nüt über „Chrüzz, Bären-u Leue oder öppis us dr Astro-nomie“. Stubemeitschi het men-i dene Hotäll keni meh gseh, nume no Saal- und Restorazionstöchtere, und d'Frau Bohnebluest het emel dr Chräjebüel gefragt, ob me de dene Chällner, wo si hie und do atroffe hei, nid au Saal- und Restorazionskühn sägi?“

Von den Zürcher behauptet in seinem Emmentalerisch der Fuhrmann Krähenbühl (auf S. 100): „De chenne si vom Waadtländerwy z'säges nüt, u das ist e Hooptföhler. Mi chönniti zwar meene, we men-uf Züri chunnt, es syge meh Wältchi dert weder Schwolbe: es

heeft als Schang, Schaggi, Schorsch u Scharl, we nid öppen-e Häiri drzwüsche chunnt."

Auch die Waadtlander (aber eben: eigentlich nicht die Waadtländer, sondern andere Leute!) bekommen eins ab (S. 106):

„D'Waadtlander rede meeschtes wältsch, we si chö . . . D'Vütt dert sy meeschtes Ungiborni, wo viel droo Gueißbüler, Guigueer, Oppliguer, Längdeer u dö Reneel heeße, odr de dütschi Schnydergselle, wo nume no 'broche dütsch chö, gäng ufzbigähre hee u b'hoopte, bi ihne „drauze“ syg's besser. Sit achtenuinzgi sy d'Waadtlander gäng i dr Angst mi chönnit nen öppis ewagnäh; d'r für zeechne si ihres ganzen-Inväntari mit «Liberté et Patrie». Em Bundesgerichtspalast z'Lojahne, steehts nid minger as seuf Mal. Kurlig isch, daß men-em Tubak, wo um Päterlingen-nume pflanzt wird, Murtechabis seet . . .“

Wie über bodenständige und unbodenständige Gasthofnamen und Personennamen, so fällt (S. 218) auch eine Bemerkung ab über echte und modische Namen von Kartoffelsorten:

„Dennzumal het me di neue Sorte „Wälzwunder, Magnum-Bonum, Diamant, u Globus“ no nid gha, aber d'r für „Schägger, Blauäugler, Auchroti, Fulebacher, Jaköbler u Bodeverspränger“; mi het nüt anders gwüst, die sy au guet gsi.“

Bl.

## Allerlei.

Unsre gut eidgenössischen Rappen sehen sich erfreulicherweise auch im deutschen Auslande, wenn auch etwas langsam, durch gegen die in deutschem Druck lächerlichen Cts. So sehen wir, daß die „Neue Illustrierte Zeitung“ der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt in Berlin dazu übergegangen ist, den Verkaufspreis für die Schweiz in Rp. anzugeben und den Cent für den holländischen Preis zu sparen. Leider ist das nicht selbstverständlich; vor lauter „Kasse und Blut“ sehen viele Deutsche nicht, was den Deutschen ausmacht. Bl.

**Fremdwörtliches.** Der „Aktuar“ eines Männerchors auf dem Lande berichtet über die Hauptversammlung: „Der Dirigent wurde in g l o b o bestätigt“. (Wie macht man das? Geschah das etwa im Zürcher Warenhaus „Globus“? Das hat auch seine Erfrischungsräume!)

Der Präsident des gleichen Chores erhebt am Ende seines Jahresberichtes sein Glas „auf die P o r a l e : Einigkeit im Gesang, Einigkeit im Herzen!“

Ein Abgeordneter („Delegierter“) eines Turnverbandes empfiehlt die Veröffentlichung von Wettkampfbestimmungen, „damit sie r u b r i k werden“. (Es wäre schade, wenn wir dieses Beispiel nicht „publif“ machen; sein Urheber gehört in eine besondere „Rubrik“). R. St.

**Französischer als in Paris** ist man offenbar auf der Schriftleitung der „Neuen Zürcher Zeitung“. In Frankreich haben sich Regierung, Parlament und Presse schon seit Jahren, wenn auch ungern, zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Elsäff-Lothringer zwar französische Staatsbürger, aber doch zu gut 80 % d e u t s c h e r S p r a c h e u n d K u l t u r s i n d. Die „Neue Zürcher Zeitung“ weiß es aber besser; sie schreibt in ihrer Nr. 204 vom 4. Februar 1935:

**Deutsche Repertoireopern im französischen Sprachgebiet.** epl. Die erste französische Aufführung einer Händeloper fand am 8. Januar in Straßburg statt. „Giulio Cesare“ wurde in trefflicher Aufführung mit schönem Erfolge gegeben. Hayns Textbuch in der

Bearbeitung Oskar Hagens wurde einer französischen Anpassung durch Louis Mancini unterzogen, der wir schon die französische Neuerstellung des „Oberon“ verdanken und von deren Geschick und Sachkenntnis sich auf dem Gebiet der Gewinnung gewisser Opern für das französische Sprachgebiet noch viel Gutes erwarten läßt. Straßburg spielt hier zwischen den beiden Kulturen eine Vermittlerrolle, die dem französischen Grenzgebiet wohl ansteht. Auch die „Zauberflöte“, die nur in einer völlig verfehlten Texthform mit ganz andern Personen vor langer Zeit auf den Pariser Bühnen erschien und längst wieder vergessen ist, wurde kürzlich durch Prud'homme zu neuem Leben erweckt und in den letzten Januartagen in Straßburg französisch gegeben.“

Gewiß ist es erfreulich, daß man — nicht mehr allzufrüh! — in den französischen Regierungskreisen von dem Irrsinn der Kriegsjahre, die deutsche Musik und Kunst in Bausch und Bogen in Acht und Bann zu tun, abzurücken beginnt. Noch schöner wäre es aber, in den Theatern der elsäffischen und lothringischen Städte der Bevölkerung die Schauspiele und Opern d e u t s c h e r Künster auch in d e u t s c h e r S p r a c h e v o r z u s ü h r e n, damit die Zuhörer wenigstens in die Lage versetzt würden, den Text zu verstehen. Und am allerlöblichsten fänden wir es, wenn die Schriftleitung der „Neuen Zürcher Zeitung“ sich endlich einmal entschloß, anzuerkennen, daß Straßburg, wie fast ganz Elsäff-Lothringen, heute noch wie schon vor 1500 Jahren, zum d e u t s c h e n S p r a c h g e b i e t gehört.

Sch.

**Deutsche Sprache und Menschenwürde.** .... Nun ist aber viel minderwertiges Material für teures Geld gekauft worden und man muß von den Vereinen verlangen, daß sie sich künftighin vor derartigen unrentablen Kapitalanlagen hüten.“ (Neue Zürcher-Zeitung, 5. Feb.) Haben die Vereine etwa schlechte Bälle im Vorrat gekauft? Nein, bewahre! Mit der Verpflichtung ausländischer Spieler müssen die Vereine vorsichtiger zu Werke gehen; „es lag nie in der Absicht der Behörden, einer Ueberschwemmung des schweizerischen „Fußballmarktes“ durch ausländische Spieler fragwürdiger Klasse Vorschub zu leisten“. — Es ist geradezu furchtbar, was solche Stellen von der Gesinnung des öffentlichen Sportbetriebes verraten; aber leider sind sie darüber hinaus für die weitverbreitete Neigung der Deutschsprechenden kennzeichnend, von Menschen wie von Waren zu schreiben. In reichsdeutschen Zeitungen werden z. B. die armen Studierten, die noch keine Stellung gefunden haben, mit sichtlichem Stolz über die technische Ausdrucksweise als „Staumasse“ bezeichnet. Ich mußte nun schon oft feststellen, daß gerade wir Lehrer diesen Fehler nicht vermeiden, die wir doch in dieser Hinsicht als Behüter und Förderer junger Menschen besonders vorbildlich sein sollten. So geriet mir jüngst eine sehr wichtige Eingabe in die Hände, die von Lehrern unterzeichnet und an die Schulbehörde weiter geleitet werden sollte. In ihr war aber von den Schülern vorzugsweise als dem „Material“ der Schule die Rede, das in gute und schlechte „Elemente“ getrennt werden könne. Werte Kollegen: Nur in Fabriken braucht man Material, und in der Schule gibt es weder gute noch schlechte Elemente, sondern nur Menschen, mögen sie auch im Betragen und Wissen verschieden sein.

Am Anfang des Weltkrieges erschienen in Frankreich höhnende Aufsätze über die angebliche barbarische Sucht der Deutschen, Menschen und Sachen sprachlich gleich zu behandeln. Einiges in diesen Auffällen war übertrieben, vieles aber nur zu wahr und galt auch für uns. Ohne die geringste Furcht vor dem Vorwurf besonderer Empfindlichkeit möchte ich daher bitten, von Menschen immer menschlich zu schreiben. Ch. Uschopp.